Über den (Wesens)Kern des Soldatseins

Professionssoziologische Überlegungen zur gegenwärtigen Debatte um soldatische Berufs- und Selbstbilder im Bereich der Bundeswehr

Nina Leonhard

„(…) there seems at the moment not a single definition for ‚profession' that would not apply to the military as well and, in fact, does so much better than for many other groups. Then again, there is something disturbing about calling the military a profession. It simply does not sit right. It seems that even the most perfect fit of definition cannot quite account for what the military does und how the military does it. (…) The use *of* people to do service *for* the people (…) distinguishes the military from most other civilian professions or, in any case, from the definitions we have. That this labor is not done for the purpose of the physical sustenance of the individual, but may very well entail the physical destruction of the individual (…) distinguishes the military from entrepreneurs and makes comprehensible the military's need for the state." (Geyer 1990: 204)

1 Einleitung

Die Frage, was den Soldatenberuf ausmacht, hat die Bundeswehr in ihrer internen wie externen Kommunikation zeit ihres Bestehens begleitet. Besonders nachhaltig beschäftigte man sich immer dann mit ihr, wenn sich der den Streitkräften übertragene Auftrag beziehungsweise seine gesellschaftliche Perzeption änderte. Dies war nicht nur im Kontext der westdeutschen Wiederbewaffnung mit der Gründung der Bundeswehr 1955 der Fall, sondern namentlich Anfang der 1980er-Jahre vor dem Hintergrund der Proteste gegen den NATO-Doppelbeschluss. Seit dem Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan wird über das Berufsbild des Soldaten erneut intensiv diskutiert. Diese Debatte, an der neben (Sozial)Wissenschaftlern

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

S. Müller-Hermann et al. (Hrsg.), *Professionskulturen – Charakteristika unterschiedlicher professioneller Praxen*, Edition Professions- und Professionalisierungsforschung 10, https://doi.org/10.1007/978-3-658-19415-4_2

auch Soldaten[1] beteiligt sind, ist aufschlussreich, weil sie – so die diskurstheoretische Annahme in Anlehnung an die Arbeiten von Michael Schwab-Trapp zur politischen Kultur (1996, 2002) – pars pro toto für den konflikthaften kommunikativen Aushandlungsprozess über das Wesen des Soldatischen steht, in und mit dem sich die gesellschaftliche Integration des Militärs vollzieht: Soldatische Selbstbeschreibungen und öffentliche Diskurse über das Militär werden im Rahmen solcher Debatten zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei werden die kollektiv akzeptierten Wissensbestände mit Bezug zum Militär aktualisiert und/oder modifiziert und so (neu) justiert.[2] Unter professionssoziologischen Gesichtspunkten ist dies insofern von Interesse, als sich daran Möglichkeiten und Grenzen der Konstitution des Militärs als *Profession* im Sinne eines nach Ethos wie Status distinkten korporatistischen Akteurs aufzeigen lassen, der aufgrund seiner Fachexpertise ein Handlungsmonopol für einen gesellschaftlich als relevant angesehenen Aufgabenbereich besitzt und für die Erledigung der damit verbundenen Tätigkeiten über weitreichende Autonomie verfügt.

Um dies darzulegen, wird im Folgenden zunächst die gegenwärtige Debatte um den Soldatenberuf in ihren Grundzügen vorgestellt (Kap. 2). Im Anschluss daran erfolgt eine professionssoziologische Einordnung der aufgezeigten Befunde (Kap. 3), bevor abschließend die im Eingangszitat von Michael Geyer aufgeworfene Frage nach der Besonderheit der militärischen Profession nochmals aufgegriffen wird (Kap. 4).

2 Die aktuelle Debatte um den Soldatenberuf: ein Überblick

Mit dem Ende der Ost-West-Blockkonfrontation infolge des Zusammenbruchs der Sowjetunion, der Vereinigung der beiden deutschen Staaten und dem Aufkommen neuer Konfliktlagen – den so genannten ‚neuen Kriegen' – und entsprechend ‚neuer' militärischer Einsatzszenarien – von *Peacekeeping* und *Nationbuilding* über *Peaceenforcement* hin zu Terrorismusbekämpfung – haben sich Auftrag und Aufgaben der Bundeswehr, ähnlich wie für die meisten anderen Streitkräfte in Europa, grundlegend gewandelt. Neben einer ganzen Reihe struktureller Veränderungen –

1 Der besseren Lesbarkeit halber wird hier und im Folgenden die männliche Form verwendet – wohlwissend, dass Frauen wie Männer zu den beteiligten Akteuren gehören.

2 Für eine genauere Herleitung und Begründung dieses Verständnisses von Integration als Austausch und Inanspruchnahme von Wissensbeständen siehe Leonhard (2016: Kap. 3).

zahlenmäßige Verkleinerung der Truppe und wiederholte Neukonfiguration von Einheiten (zuletzt 2011); Öffnung aller Laufbahnen für Frauen (seit 2001); Aussetzung der Wehrpflicht und Umwandlung der Bundeswehr in eine Freiwilligenarmee (seit 2011) – hat dies sowohl seitens der sich mit dem Militär befassenden Wissenschaftler als auch innerhalb des Militärs selbst zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den Folgen dieser Entwicklungen für das militärische Berufsbild und das soldatische Selbstverständnis geführt.

2.1 Gegenstand der Debatte aus wissenschaftlicher Sicht

Dreh- und Angelpunkt der jüngsten Debatte um das soldatische Berufsbild im Bereich der Militärsoziologie, die inzwischen auch in Überblicksdarstellungen rekapituliert wird (z.B. Neitzel 2013; Biehl 2014/15), sind die Erfahrungen der Auslandseinsätzen der Bundeswehr, namentlich in Afghanistan im Rahmen des Einsatzes der *International Security Assistance Force* (ISAF), wo deutsche Soldaten zum ersten Mal seit Ende des Zweiten Weltkriegs in Gefechte verwickelt wurden und dabei selbst Gewalt anwendeten beziehungsweise von Gewaltanwendung betroffen waren.[3] Im Kern wird darüber verhandelt, ob Soldaten angesichts der skizzierten Veränderungen des Auftrags und der Aufgaben für Streitkräfte ihr berufliches Fähigkeitsprofil ausweiten können, sollen und/oder müssen, oder ob es vielmehr zu einer Konzentration auf die Kompetenz des Kämpfens – als handlungsbezogenes Pendant zur streitkräftespezifischen Fähigkeit der organisierten Vorhaltung, Androhung und Anwendung von Gewalt – kommen kann, soll und/oder muss. Während im ersten Fall ein Bild des Soldaten als polyvalenter Staatsbürger in Uniform propagiert wird, der neben dem Gefechtsfeld auch als Diplomat, Helfer, Schützer oder sogar Sozialarbeiter tätig werden (können) muss, steht im zweiten Fall der Soldat als Kämpfer im Vordergrund. Mehr oder weniger offen ausgesprochen geht es dabei auch um die Frage, ob beziehungsweise inwiefern das bis heute offiziell gültige Bundeswehr-Leitbild des Soldaten als *Staatsbürger in Uniform*, das einen wesentlichen Bestandteil der *Inneren Führung*, der „Unternehmenskultur" der Bundeswehr (Wiesendahl 2007: 23), darstellt, weiterhin Gültigkeit haben kann beziehungsweise soll.[4]

3 Für eine Übersicht über die im Einsatz getöteten Soldaten der Bundeswehr siehe www.bundeswehr.de (Rubrik Gedenken) (letzter Zugriff: 09.09.2015).

4 Die Innere Führung zielt darauf ab, die Spannungen und Widersprüche, die sich aus den individuellen Rechten des Staatsbürgers und den soldatischen Pflichten gegenüber dem Staat ergeben, zu verringern oder zumindest abzumildern und so eine demo-

Wie Biehl (2014/15) mit Blick auf die im Einzelnen vorgebrachten Argumente dargelegt hat, lassen sich in den Debattenbeiträgen mindestens drei verschiedene Betrachtungsebenen unterscheiden, von denen aus die Frage nach dem ‚richtigen' Soldatenbild der Zukunft thematisiert wird (vgl. hierzu und im Folgenden ebd.: 49f.): Unter *normativen* Gesichtspunkten wird der Soldatentypus thematisiert, der sich für die aktuellen Aufgaben der Bundeswehr ebenso eignet wie er den Ansprüchen an ein in die freiheitlich-demokratische Grundordnung der Bundesrepublik integriertes Militär entspricht. Wie der Soldat demnach *sein soll*, wird je nach friedens- oder sicherheitspolitisch orientiertem Standpunkt unterschiedlich beantwortet. Daneben werden aus einer *funktionalen* Perspektive die Möglichkeiten und Grenzen der Vorbereitung von Soldaten auf die aktuellen Aufgaben der Bundeswehr thematisiert. Diskutiert wird hier, wie weit Soldaten in der Lage sein *können*, mit den vielfältigen Anforderungen der Einsätze sowie insbesondere mit den Widersprüchen zurechtzukommen, wie sie sich etwa durch die Gewaltkonfrontation im Einsatzland vor dem Hintergrund des im Heimatland vorherrschenden zivilgesellschaftlichen Gewaltverbots ergeben (so z.B. Apelt 2012). In diesem Kontext wird nicht zuletzt vor einer Überforderung der Soldaten gewarnt – und mitunter prognostiziert, dass im Zweifelsfall eine Konzentration aufs Kämpfen erfolge (so z.B. Warburg 2010; Hellmann 2011, 2013). Aus einer dezidiert *empirischen* Perspektive werden schließlich die Faktoren, die das aktuelle berufliche Selbstverständnis und die Motivation der Soldaten prägen, ebenso wie die konkreten Auswirkungen der Auslandseinsätze auf die Streitkräfte und ihre Stellung in der Gesellschaft erörtert.

Vor allem in der Bewertung, wie das Selbstverständnis der Soldaten *ist*, gehen die Synthesen von Neitzel und Biehl auseinander: Während Neitzel (2013: 74ff.) unter Verweis auf seine eigenen Arbeiten zur Wehrmacht (Neitzel/Welzer 2011) auf die Wirkmächtigkeit des Referenzrahmens ‚Krieg' abhebt und die Bedeutung von Gewaltausübung für soldatische Selbstbilder hervorhebt, macht Biehl mit Rekurs auf die Ergebnisse empirischer Befragungen (z.B. Biehl/Keller/Tomforde 2005; Langer/Pietsch/Seiffert 2012) geltend, dass es kaum Anzeichen dafür gebe, dass sich die beruflichen Einstellungen und Motivlagen deutscher Soldaten durch den Einsatz in Afghanistan (einschließlich der dortigen Gewalterfahrungen) grundlegend verändert hätten. Zumindest zu einem Teil sind diese unterschiedlichen Einschätzungen darauf zurückzuführen, dass sich die eine Gruppe von Autoren

kratische Einbindung der Streitkräfte in die Gesellschaft zu ermöglichen. Für einen Überblick siehe vom Hagen ([2005] 2012: 105-111), für eine ausführliche Rekonstruktion der ethischen Fundamente der Inneren Führung nach Wolf Graf Baudissin siehe Dörfler-Dierken (2005).

(darunter Neitzel) auf das unmittelbare Kampfgeschehen und die entsprechenden Handlungsparameter konzentriert (und davon ausgehend nachhaltige Folgen ableitet), während die andere Gruppe (darunter Biehl) soldatisches Handeln im übergeordneten Zusammenhang betrachtet und im Hinblick auf seine politischen und sozialen Folgen im Heimat- wie im Einsatzland reflektiert (was unter anderem dazu führt, dass Gewalterfahrungen im Einsatzkontext zu einer von mehreren betrachteten Variablen werden).[5]

Neben dieser vornehmlich unter Wissenschaftlern geführten Kontroverse um die (zukünftige) Ausrichtung des Soldatenberufs liegen mittlerweile auch explizit berufsbezogene Positionierungen jüngerer Offiziere aus dem Umfeld der beiden Universitäten der Bundeswehr in München (Böcker/Kempf/Springer 2013) und Hamburg (Bohnert/Reitstätter 2014) vor. Diese sind innerhalb der Bundeswehr auf große Aufmerksamkeit gestoßen und ergänzen die aus Sicht der Wissenschaft, aber auch von einzelnen hochrangigen Offizieren (siehe hierzu die entsprechenden Belege bei Neitzel 2013 sowie Biehl 2014/15) gezeichnete gegenwärtige Problematik des Soldatseins in instruktiver Weise.[6]

2.2 Gegenstand der Debatte aus soldatischer Sicht

Bei dem unter dem Titel „Armee im Aufbruch. Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr“ publizierten Band (Bohnert/Reitstätter 2014) handelt es sich um eine Zusammenstellung von Texten, die überwiegend von Studierenden der Helmut Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg verfasst wurden und in Stil wie Inhalt sehr heterogen sind: Man findet dort

5 Dazu kommt, dass bislang nur vergleichsweise wenige wissenschaftliche Studien zu den Bedingungen, Modalitäten und vor allem (Langzeit)Wirkungen soldatischer Gewalterfahrungen mit Blick auf die Bundeswehr vorliegen (für Afghanistan siehe z.B. Seiffert/Heß 2014; Tomforde 2015). Nach Maren Tomforde (2015), die sich aus ethnologischer Sicht mit Gewalterfahrungen deutscher Soldaten in Afghanistan beschäftigt hat, ist dies auch darauf zurückzuführen, dass viele Kultur- und Sozialwissenschaftler „eine Hemmschwelle haben, das Töten zu thematisieren und zu erforschen“ (ebd.: 214) – weil Gewalt oftmals moralisch negativ konnotiert sei, aber auch weil die Erforschung von Gewalt mitunter ihrerseits eine gewaltsame Erfahrungen darstelle (ebd.: 216).

6 Auf die Vielzahl soldatischer Erfahrungsberichte aus dem Einsatz, in denen nicht zuletzt die (großen) Schwierigkeiten bei der Rückkehr nach Deutschland thematisiert werden (exemplarisch: Timmermann-Levanas/Richter 2010), soll hier nicht weiter eingegangen werden. Für deren Betrachtung unter dem Aspekt der Gewalterfahrung siehe etwa Tomforde (2015).

Erfahrungsberichte und persönlich gehaltene Überlegungen zum Soldatsein ebenso wie eher an wissenschaftlichen Standards orientierte Abhandlungen, welche die Rolle und den Status von Frauen in der Bundeswehr sowie das gegenwärtige Traditionsverständnis, aber auch aktuelle Probleme der Offiziersausbildung sowie Fragen beruflicher Ethik und militärischer Professionalität behandeln. Vor allem die Beiträge zu den zuletzt genannten Themenbereichen vermitteln Einblicke in die militärische Binnensicht der eigenen Berufs-, das heißt hier: Offiziersrolle. Beitragsübergreifender Ausgangspunkt ist die Annahme einer (vergleichsweise) großen Unkenntnis über die Bundeswehr und ihre Aufgaben seitens der Bevölkerung und eine damit verbundene Distanzierung gegenüber dem Militär. Davon ausgehend werden drei zentrale Argumentationsstränge deutlich: Zum einen gibt es Beiträge, die für eine ausgeprägte soldatische Binnenorientierung plädieren und vor diesem Hintergrund die Stärkung eines gemeinsamen, sonstige Differenzen überwindenden Offizierkodex einfordern. Andere Beiträge – im hier betrachteten Band die Minderheit – sprechen sich für mehr soldatisches Selbstbewusstsein im Auftreten nach außen und für ein größeres Engagement der Bundeswehr für die Vermittlung militärischer beziehungsweise sicherheitspolitischer Belange aus. In einer dritten Gruppen von Beiträgen wird schließlich (mitunter deutliche) Kritik an der Bundeswehr vor allem im Hinblick auf die Organisation der Ausbildung geübt. Diese Kritik wird mit Verbesserungsverschlägen verknüpft, welche neben einer Modifikation der bisherigen Traditionspraxis die Entwicklung größerer Professionalität – hier sowohl als Führungskompetenz als auch als Kampfbereitschaft beziehungsweise -fähigkeit verstanden – beinhalten.

Ein Teil der hier aufgegriffenen Themen findet sich auch in dem ein Jahr zuvor erschienenen Band „Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute“ (Böcker/Kempf/Springer 2013). Neben Beiträgen von (studierenden) Offizieren der Bundeswehr umfasst dieser auch Texte von an der Universität der Bundeswehr in München sowie andernorts lehrenden Wissenschaftlern und Publizisten. Im Vordergrund steht bei fast allen Texten das Spannungsverhältnis zwischen Militär und ziviler Gesellschaft: Noch prononcierter und zugleich differenzierter begründet als beim zuerst erwähnten Band wird der fehlende gesellschaftliche Rückhalt der Bundeswehr bemängelt.[7] Dieser wird in erster Linie als Bedeutungsverlust des Militärs infolge einer normativen Aushöhlung des Staates und der von ihm verkörperten Werte interpretiert, zu denen auch die Nation und die legitime Verteidigung derselben mittels militärischer (Gewalt)Mittel zählen. Nur sporadisch werden dabei die Handlungsoptionen des Militärs – beispiels-

7 Zum „Mythos“ des fehlenden gesellschaftlichen Rückhaltes der Bundeswehr aus sozialwissenschaftlicher Sicht vgl. Biehl (2011: 75ff.).

weise die Möglichkeiten und Grenzen einer umfassenderen medialen Vermittlung dessen, was Streitkräfte im Allgemeinen und Soldaten im Besonderen tun (z.B. Stoltenow 2013) – thematisiert. Die Mehrheit der Autoren konzentriert sich darauf, die unklaren politischen Vorgaben für das Militär insbesondere im Einsatz zu bemängeln und/oder für eine Rückbesinnung auf das Soldatische an und für sich zu appellieren, da sich die (deutsche) Gesellschaft entweder aus „pathologischem" Pazifismus (Kempf 2013: 193f.) von ihren Soldaten abgewendet habe oder aufgrund ihrer „gleich-gültigen" (Böcker 2013) Ausrichtung ohnehin für nichts mehr stehe, wofür es sich einzusetzen lohne.

Wie dieser kurze Abriss erkennen lässt, sind beide Bücher von einer Sinnsuche durchzogen, die sich auf die eigene Berufsrolle bezieht. Die von den jungen Offizieren wiederholt erhobene Forderung nach klar explizierten Interessen oder Werten und daraus abgeleiteter Vorgaben für das Militär lässt eine Unsicherheit über die eigene professionelle Ausrichtung erkennen, die sich auch in den Appellen nach einem einheitlichen, Differenzen überbrückenden Offizierskodex widerspiegelt. Das Gros der Beiträge kreist entsprechend um das ‚Wofür' des Soldatseins und/oder den Verlust entsprechender Gewissheiten und spiegelt somit – wenn auch in anderer Form – die in der Wissenschaft diskutierte Frage wider, was den Kern militärischen Handelns ausmacht oder ausmachen sollte. Interessanterweise findet man – von der pauschalen Bestätigung, dass der Kampf und ein entsprechendes Feindbild zum Kernbestand des Soldatenberufs gehören – jedoch kaum eine Auseinandersetzung mit den komplexen Bedingungen, welche militärische Einsätze heutzutage charakterisieren, und somit mit den Aspekten, die aus wissenschaftlicher Sicht die Besonderheit militärischen Handelns gegenwärtig ausmachen und daher besonders betont werden (siehe als ein Beispiel von vielen: Kümmel 2012). Das, was Soldaten konkret in heutigen Einsätzen leisten, wofür sie ausgebildet werden und wie beziehungsweise unter welchen Bedingungen militärisches Handeln sich vollzieht, bleibt somit merkwürdig diffus, obgleich der Einsatz, und damit die Erfahrungen des Gefechts, zugleich *die* zentrale Bezugsgröße darstellt.[8] Dies liegt – natürlich – auch daran, dass sich die Mehrheit der sich hier äußernden Soldaten noch am Anfang ihrer Laufbahn befindet und somit in erster Linie ‚nur' über Eindrücke aus und mit der Bundeswehr in Deutschland berichten kann. Auffällig ist gleichwohl, dass die Herausforderungen des Soldatenberufs fast ausschließlich binnenpolitisch gedeutet werden. Die Widersprüchlichkeiten heutiger militärischer Aufgaben werden mit anderen Worten weniger auf die Komplexität gegenwärtiger Konfliktkonstellationen zurückgeführt, sondern die Verantwortung

8 Exemplarisch zeigt sich dies am Beitrag von Müller (2014) im genannten Band von Bohnert/Reitstetter.

hierfür wird in erster Linie auf ‚die' (eigene) Gesellschaft projiziert, von der man folgerichtig klare Vorgaben verlangt und von deren ‚Werterelativismus' man sich zugleich distanziert.

Die hier zum Ausdruck gebrachten Befindlichkeiten können sicherlich nicht in einem quantitativen Sinn als repräsentativ für die Bundeswehr als solche gelten. Wie schon erwähnt, handelt es sich bei den Autoren vornehmlich um junge Offiziere, die überwiegend den Kampftruppen des Heeres und somit einer militärischen Subgruppe angehören, die per definitionem eine ausgeprägte Gefechtsorientierung mit der Betonung entsprechender soldatischer Tugenden pflegt und sich damit – durchaus bewusst – von anderen Gruppierungen innerhalb der Streitkräfte (etwa von Angehörigen der Versorgungseinheiten oder anderer Teilstreitkräfte) abgrenzt. Auch wenn es innerhalb der Bundeswehr also zweifelsohne weitere Ansichten zum Wesen des Soldatseins gibt,[9] sind die hier referierten Argumente und das Sinndefizit, das sich dahinter verbirgt, dennoch insofern als *typisch* anzusehen, als sie die grundlegende Problematik des Soldatenberufs in der heutigen Zeit widerspiegeln. Die Parameter dieser Problemkonstellation gilt es im Weiteren zu präzisieren, will man verstehen, warum Fragen, die den gesellschaftlichen Stellenwert, aber auch den Wesenskern militärischen Handelns betreffen, derzeit überhaupt so intensiv verhandelt werden.

2.3 Historische Kontextualisierung der gegenwärtigen Debatte

Die gegenwärtige Diskussion um den Soldatenberuf und das ‚richtige' Soldatenbild stellt – darauf wurde einleitend bereits hingewiesen – in der Geschichte der Bundeswehr keineswegs ein Novum dar. Vielmehr zeigen sich im Vergleich zu früheren Debatten aufschlussreiche Parallelen, aber auch einige entscheidende Unterschiede.

In den ersten beiden Jahrzehnten nach Gründung der Bundeswehr 1955 prägte die Auseinandersetzung zwischen den sogenannten „Reformern" und „Traditionalisten" um die *Innere Führung* und das Traditionsverständnis der neuen demokratischen Streitkräfte (vgl. hierzu Abenheim 1989; de Libero 2006; Biehl/Leonhard [2005] 2012: 321-327): Die ‚Reformer', zu denen sich neben Angehörigen der Bun-

9 Dies legt nicht nur die von mehreren Autoren so stark betonten Notwendigkeit eines homogenen Offizierkorps nahe, sondern dafür sprechen auch die Ergebnisse einer älteren Studie zum beruflichen Selbstverständnis junger Soldaten (Leonhard 2007), in der die unterschiedlichen soldatischen (Selbst)Positionierungen mittels einer Typologie zusammengefasst wurden.

deswehr auch Beobachter aus Politik und Wissenschaft zählten, forderten eine demokratische Einbindung (und Kontrolle) der Streitkräfte und eine Orientierung der Soldaten als *Staatsbürger in Uniform* an Werten und Normen der zivilgesellschaftlichen Umwelt, lehnten eine etwaige soziale ‚Sonderstellung' des Militärs ab und sprachen sich gegen eine Weiterführung ‚überholter' soldatischer Traditionen aus der Zeit vor 1945 aus. Während die ‚Reformer' also Vorstellungen vom Soldatenberuf als einem ‚Beruf wie jeder andere' propagierten, betonten die ‚Traditionalisten' die Eigengesetzlichkeiten des Militärs und der den Soldaten übertragenen Aufgaben und die dafür erforderlichen Tugenden wie Mut, Treue, Disziplin, Pflichterfüllung, Kameradschaft oder Fürsorge, die sie auch durch eine entsprechende Traditionspflege gewürdigt sehen wollten. Sie akzentuierten den Soldatenberuf somit als einen Beruf ‚sui generis' beziehungsweise als einen Beruf, der den klassischen Vorstellungen einer Profession entspricht (siehe weiter unten). Entscheidend bei dieser ‚ersten' Auseinandersetzung um das Soldatenbild der Bundeswehr ist, dass es sich hierbei zwar nicht ausschließlich, aber im Kern *auch* um eine Auseinandersetzung mit dem Erbe von Reichswehr und Wehrmacht handelte, die für viele der damaligen Soldaten zugleich eine Auseinandersetzung mit der eigenen soldatischen Vergangenheit war – und zwar nicht nur hinsichtlich der Frage eigener Verstrickungen in das nationalsozialistische Regime und seine Verbrechen (siehe z.B. Naumann 2001), sondern auch in Bezug auf die herausgehobene vormalige soziale Stellung namentlich des Offizierskorps. Trotz des Statusverlustes des Soldatenberufs war die Schutz- und Verteidigungsfunktion der Streitkräfte angesichts der Bedrohungswahrnehmung in Bezug auf die Sowjetunion und ihre Verbündete in dieser Hochzeit der Ost/West-Systemkonfrontation jedoch gesellschaftlich grundsätzlich akzeptiert.

Im Zuge der Studentenbewegung Ende der 1960er-Jahre sowie dann vor allem im Kontext der Nachrüstungsdebatte Anfang der 1980er-Jahre erfuhren die Institution des Militärs und die von ihr verkörperten Werte eine neue, andersartige Infragestellung. Wie Angelika Dörfler-Dierken (2010) in ihrer explorativen Studie zu den Auswirkungen von ‚1968' und ‚1981' auf die Bundeswehr – letzteres ist als Chiffre für die infolge des NATO-Doppelbeschlusses vom Dezember 1979 entstandene Friedensbewegung und ihre Anhänger zu verstehen – darauf aufmerksam gemacht hat, war die Bundeswehr Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre aufgrund der zum damaligen Zeitpunkt noch (fast) die ganze männliche Jugend umfassenden Wehrpflicht mehr oder weniger gezwungen, sich mit dem in erster Linie durch junge Leute verkörperten Wertewandel auseinanderzusetzen und sich zumindest ein Stück weit für pluralistische Strömungen zu öffnen.[10] Die

10 Dörfler-Dierken führt hier als Beispiel die Entstehung der Zentralen Dienstvorschrift (ZDv) 10/1 *Hilfen für die Innere Führung* an, mit der unter anderem der Schwerpunkt

massive öffentliche Kritik an der Verteidigungspolitik der Bundesregierung ein Jahrzehnt später und die damit einhergehende Delegitimierung der Bundeswehr als Instrument und ihrer Soldaten als Akteure der nuklearen Abschreckungsstrategie führten indes zu Rückzugs- und Abschottungstendenzen seitens des Militärs. Zumindest ein Teil der militärischen Führung ging dazu über, eine Rückbesinnung auf die sogenannten traditionellen militärischen Tugenden zu propagieren, damit nicht zuletzt Vorstellungen vom Soldatenberuf als einer (klassischen) Profession zu reaktivieren und sich nach außen und innen gegenüber Kritik am eigenen Auftrag, wenn nicht sogar an der eigenen Daseinsberechtigung abzugrenzen. Wie Dörfler-Dierken geltend macht, wurde dieser Rückzug durch die stark ansteigende Anzahl von Wehrdienstverweigerern[11] insofern begünstigt, als besonders kritisch eingestellte junge Männer nun dem Militär fern blieben und stattdessen Zivildienst leisteten.

Seitens der zeitgenössischen zum Militär forschenden Wissenschaftler begleitete man die Reaktionen der Bundeswehr auf die durch die Friedensbewegung eingeleitete „Entzauberung" (Lippert 1986) der Streitkräfte überwiegend kritisch, da man diese – gemäß der etablierten Unterscheidung zwischen Reformern und Traditionalisten – nicht zuletzt als Anzeichen einer versuchten Abkehr von dem mit Gründung der Bundeswehr eingeleiteten Demokratisierung- und Zivilisierungsprozess der Streitkräfte deutete.[12] Der normative Konsens aus wissenschaftlicher Sicht bestand dementsprechend – erneut[13] – in einer klaren Absage an eine etwaige (professionelle) Sonderstellung des Militärs in rechtlicher, sozialer oder moralischer Hinsicht (siehe z.B. Kutz 1986), da diese als überkommenes Relikt gedeutet wurde, das an den Gegebenheiten moderner demokratischer Industriegesellschaften vorbeigehe. Stattdessen plädierte man für eine weitere Zivilisierung beziehungsweise „Entprofessionalisierung" (Ellwein 1977: 54) des Soldatenberufs

auf Diskussionen als legitimes Führungsmittel und die Anerkennung von Individualität und Pluralität gelegt wurde (vgl. ebd.: Kap. 4).

11 Siehe die entsprechende Übersicht bei Dörfler-Dierken im Anhang (ebd.: 113).

12 Dies könne, so beispielsweise Wolfgang Vogt (1986), zur Ausbildung einer militärischen „Gegenkultur" führen, das heißt zu einer „soziale[n] Sonderwelt, die sich im pluralistisch organisierten Gesellschaftssystem hinsichtlich ihrer Identitätsbewahrung oder -gewinnung von den ansonsten geltenden Prinzipien oder laufenden Tendenzen absichtlich und deutlich absetzt und entkoppelt, um ihr eigenes Innenleben gemäß eigenständiger Funktions- und Traditionsvorstellungen milieuhaft und im Widerspruch zur Gesellschaftsentwicklung zu organisieren" (ebd.: 12).

13 Siehe hierzu etwa auch die Analyse von Mosen (1970) zu den „Determinanten und Funktionen elitärer Selbsteinschätzungen von Bundeswehrsoldaten", in der bereits ähnliche Punkte kritisiert werden.

im Sinne einer funktionsspezifischen Spezialisierung unter Ausrichtung an den Werten und Normen der zivilen Umwelt.

Die Parallelen zur gegenwärtigen Debatte sind offenkundig: Ähnlich wie heute ging es bei den früheren Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Stellung des Militärs und den Stellenwert des von den Soldaten erbrachten Dienstes. Damals wie heute zeigt sich eine ähnliche Konfliktlinie bezüglich der Bewertung des Soldatenberufs: Begründungen, die für eine Relativierung und somit gegen eine im Vergleich zu andere Berufen hervorgehobene Sonderstellung des Soldatseins (und eines entsprechenden Soldatenbildes) sprechen, standen beziehungsweise stehen Stellungnahmen gegenüber, die diejenigen Elemente in den Vordergrund rücken, durch die sich der Soldatenberuf von anderen Berufen unterscheidet. Und damals wie heute (vgl. Neitzel 2013: 66ff.) werden Argumente für eine weitere ‚Zivilisierung' soldatischer Identität im Sinne einer Orientierung an zivilen Standards eher aus den Reihen der Wissenschaft vorgebracht, während die „Befürworter eines Kämpferideals" (ebd.: 70) vorwiegend aus den Reihe des Militärs (genauer gesagt: aus dem infanteristischen Umfeld) stammen. Kurz: Damals wie heute ist die Frage nach dem professionsbezogenen Status des Soldatenberufs der zentrale Gegenstand der Auseinandersetzung.

Gleichzeitig unterscheidet sich die gegenwärtige Debatte in zentralen Punkten von den Diskussionen früherer Jahrzehnte. Trotz der Kritik an der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und der Auseinandersetzung um das „gültige Erbe" (Abenheim) der Bundeswehr war die Notwendigkeit der Landesverteidigung in den ersten beiden Jahrzehnten nach Gründung der Bundeswehr allgemein unbestritten. Die Sinnhaftigkeit des Soldatenberufs an sich stand nicht infrage – auch wenn es über dessen konkrete Ausgestaltung Dissens gab und insbesondere nicht mehr alle Bürger dazu bereit waren, einen eigenen ‚Wehrbeitrag' zu leisten (zu den Hintergründen siehe Geyer 2001). Diese Konstellation änderte sich infolge der Ab- und Nachrüstungsdebatten und des Aufkommens der Friedensbewegung: Mit dem wachsenden Unsicherheitsgefühl angesichts des Rüstungswettlaufs schwand das Vertrauen in die Streitkräfte und deren Auftrag bei nicht unerheblichen Teilen der Bevölkerung und führte mitunter dazu, dass die Legitimität des Militärs und damit auch die der soldatischen Tätigkeit als solches hinterfragt wurde. Demgegenüber haben die mit dem Ende der Ost/West-Konfrontation einhergehende Stabilisierung der Sicherheitslage der Bundesrepublik verbunden mit der Ausrichtung der Bundeswehr auf internationale Einsätze sukzessive dazu beigetragen, das Vertrauen in das Militär und somit auch in den Soldatenberuf neu zu begründen.[14] Begleitet

14 Dies scheint den von Geyer (2001: 280) bereits für die ‚alte' Bundesrepublik herausgearbeiteten Befund zu bestätigen, dass die Westdeutschen ihre Armee umso mehr

von intensiven Debatten in den 1990er-Jahren (siehe hierzu Schwab-Trapp 2002) etablierte sich die Bundeswehr – ähnlich wie die Streitkräfte anderer westlicher Staaten (vgl. Burk 1998) – als neuer Akteur zunächst im Rahmen humanitärer militärischer Interventionen sowie sodann in gewaltintensiveren Einsätzen, was sich auch in den entsprechenden öffentlichen Diskursen über das Militär niederschlug (siehe hierzu und im Folgenden auch Kümmel/Leonhard 2005; Leonhard 2011): Stand bei den ersten Auslandseinsätzen der Bundeswehr noch die Frage im Vordergrund, *ob* die Beteiligung daran aufgrund der deutschen Geschichte überhaupt gerechtfertigt sei, geht es spätestens seit dem Einsatz in Afghanistan darum, unter welchen Bedingungen, das heißt *wann* und *wie* sich deutsche Soldaten in internationalen Militärmissionen engagieren sollen (oder auch nicht). Der Einsatz von Streitkräften ist mit anderen Worten im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte zu einem (außen- bzw. sicherheits)politischen Mittel neben anderen und die Bundeswehr zu einem (von mehreren) Elementen des (außen- bzw. sicherheits)politischen Kapitals der Bundesrepublik geworden (vgl. Biehl 2008). Als staatliche Institution genießt die Bundeswehr dabei breites Vertrauen und hohe gesellschaftliche Akzeptanz, auch wenn ihre konkreten Einsätze umstritten sind. Da die Aufgaben des Militärs in zunehmendem Maße verhandelbar geworden sind, weil die Sicherheit des Landes nicht mehr primär oder besser: ausschließlich von den Streitkräften garantiert wird, muss allerdings nicht nur die Sinnhaftigkeit eines Militäreinsatzes jedes Mal neu begründet werden. Auch die gesellschaftliche Relevanz der Streitkräfte hat dadurch eine gewisse Relativierung erfahren. Die am Beispiel der Selbstverständigungsdebatte im Kreis studierender Offiziere an den beiden Universitäten der Bundeswehr illustrierte Sinnkrise ist beredter Ausdruck dieses Wandels, der auch Folgen für die Konstitution des Militärs als Profession hat.

3 Professionssoziologische Einordnung der aktuellen Debatte um den Soldatenberuf

Folgt man der differenzierungstheoretischen Argumentation von Stichweh (1994), zeichnen sich Professionen gegenüber anderen Berufen dadurch aus, dass sie in ihrem beruflichen Handeln „die Anwendungsprobleme der für ein Funktionssystem konstitutiven Wissensbestände verwalten“ und für die Bearbeitung der entsprechenden Sachprobleme das Monopol besitzen oder zumindest in dominanter

„mochten“, je sicherer sie waren beziehungsweise sich fühlten: „Solange die Westdeutschen (…) ihre Sicherheit hatten, waren sie alles in allem mit ihrer Armee sehr zufrieden.“ (ebd.: 280f.).

Weise über die hierfür relevanten Wissensbestände verfügen (ebd.: 369): Der Arzt als Vertreter einer klassischen Profession ist demnach zuständig für Fragen der Gesundheit im Krankenbehandlungssystem. Er bestimmt die Definition von Krankheit (und Gesundheit) und nimmt gegenüber den anderen in diesem Feld arbeitenden Berufen eine „Kontroll- und Delegationsfunktion" ein (Kurtz 2005: 147).

Historisch betrachtet sind Professionen im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung typischerweise dort entstanden, wo es um die „Bewältigung kritischer Schwellen und Gefährdungen menschlicher Lebensführung" geht (Stichweh 1994: 296). Professionen kennzeichnet deshalb ein besonderer Klientenbezug ebenso wie ein besonderer Handlungsbezug: Der Professionelle vermittelt eine „autonom[e] Sinnperspektive oder Sachthematik (…) im Verhältnis zu seinem Klienten" (ebd.: 374), wobei der Klient sowohl eine einzelne Person, eine soziale Gruppe oder auch der Staat beziehungsweise ‚die' Gesellschaft als solche sein kann. Die professionelle Praxis ist mit einem „Unsicherheitshorizont belastet" (Kurtz 2001: 149 bzw. Kurtz 2005: 150-155), dem der Professionelle mit einem spezifischen Wissen begegnet, das in und für seine praktische Anwendung von Relevanz ist. Professionelle sind dabei mit der „Lizenz" (Hughes [1959] 1984: 287ff.) betraut, von sonst allgemein gültigen Verhaltensweisen abzuweichen. Dies geht in der Regel mit einer distanzierten, objektivierenden und in diesem Sinne ‚relativierenden' Sicht auf das spezifische professionelle Problemfeld und der Herausbildung eines bestimmten Verhaltenskodex einschließlich eines entsprechenden Selbstverständnisses – Everett C. Hughes (ebd.) spricht hier bekanntlich von „Mandat" – einher.

Hughes (ebd.) hat in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, dass Professionen zwar für sich beanspruchen, für einen spezifischen und zugleich entscheidenden Aspekt des Lebens der Allgemeinheit sagen zu können, was gut oder schlecht ist, und dass sie auf diese Weise genau die Sicht auf beziehungsweise über diesen spezifischen Aspekt festlegen. Jedoch hängt es von der sozialen Bestätigung dieses Anspruches ab, dass die von Professionen reklamierte ‚Wahrheit' und das damit verbundene Handeln seine Wirkung entfalten kann: „When such a presumption is granted as legitimate, a profession in the full sense has come into being." (ebd.) Genau diesen Punkt hat Michaela Pfadenhauer (2003) aufgegriffen und in inszenierungstheoretischer Hinsicht dahingehend zugespitzt, dass sie professionelle Leistung in erster Linie als Leistungs*darstellung* interpretiert (ebd.: 84): „(Auch) für den Professionellen reicht es folglich *nicht* (…), (nur) das zu tun, was er eben tut: nämlich Leistungen zu erbringen. Auch der Professionelle muß *ersichtlich* machen, daß er Leistungen erbringt [Hervorhebung im Original]." (ebd.: 86) Die von Kurtz und anderen vertretene These vom „Schwinden der ehemals herausgehobenen Stellung der Professionen" (Kurtz 2001: 149) aufgreifend, hängt

nach Pfadenhauer das zukünftige Überleben von Professionen daher maßgeblich davon ab, wie weit es ihnen gelingt, „sich jeweils entsprechend auf dem – nach wie vor leistungsbezogenen – ‚Erwartungsmarkt' zu bewegen" (Pfadenhauer 2003: 87), auf dem neben den klassischen Professionen zunehmend andere Berufe tätig sind und die Kommunikation verstärkt über die (Massen)Medien erfolgt (vgl. Kurtz 2001: 150).

Blickt man aus dieser Perspektive auf die Bundeswehr, lassen sich die Vorstellungen von Aufgaben und Selbstverständnis des Soldaten, namentlich des Offiziers, wie sie in den skizzierten Debattenbeiträgen deutlich wurden, einerseits recht schlüssig einordnen und erklären:[15] Soldaten sind als Repräsentanten des staatlichen Gewaltmonopols und Garanten der äußeren Sicherheit des entsprechenden Gemeinwesens vom allgemeinen Gewaltverbot – unter bestimmten Bedingungen und unter Maßgabe der Einhaltung eines definierten Regelwerks – ausgenommen und entwickeln vor diesem Hintergrund nicht nur ein eigenes Berufsethos und eine eigene ‚professionelle' Haltung zu Gewalt, die von außen oftmals als ‚relativierend' wahrgenommen wird (vgl. hierzu vom Hagen/Tomforde 2012; Tomforde 2015). Aufgrund des ihnen von der Gesellschaft (in Form ihrer gewählten oder faktisch herrschenden politischen Vertretung) übertragenen Auftrags verfügen sie auch über eine spezifische Fachexpertise, die man mit Harold D. Lasswell (1962: 51) als „Gewaltmanagement" bezeichnen kann und die einen direkten Bezug zu existenziellen Fragen aufweist, da sie die physische wie psychische Unversehrtheit von Menschen – genauer: die (mögliche) Zerstörung derselben – beinhaltet. Auf ebendiese existenzielle Dimension gründet die Forderung des Militärs nach gesellschaftlicher Anerkennung.

Andererseits kommt man mit Blick auf das Professionen zugeschriebene Deutungsmonopol für einen spezifischen gesellschaftlichen Bereich nicht umhin zu konstatieren, dass die Zeiten, in denen das Militär – zumal in Deutschland – über die vorherrschende Deutungsmacht in der Frage von Krieg und Frieden und die Bedingungen staatlicher Sicherheit verfügte, seit langem vorbei sind. Wie Michael Geyer (1990) in seiner historischen Analyse des preußischen Offizierkorps gezeigt hat, war der infolge der Befreiungskriege und der Reichsgründung weitgehend erfolgreich durchgesetzte professionelle Anspruch des Militärs darüber zu befinden, was den Staat und seine Kernaufgabe ausmachen – nämlich für nationale Sicherheit und Einheit zu sorgen beziehungsweise diese zu garantieren –, durch konkurrierende Definitionen des Gemeinwohls – etwa im Hinblick auf soziale Sicherheit, Gesundheitsversorgung oder (Schul)Bildung – bereits um 1900 nach-

15 Siehe hierzu insbesondere die programmatischen und inzwischen als ‚klassisch' zu bezeichnenden Überlegungen von Huntington ([1957] 1981).

drücklich herausgefordert (ebd.: 194). Der Höhepunkt des Militärs als Profession im klassischen Verständnis – repräsentiert durch das Offizierkorps – war zu diesem Zeitpunkt demnach bereits überschritten. Die Geschichte der Bundeswehr (wie im Übrigen auch die der Nationalen Volksarmee der DDR) erscheint nach dieser Lesart als eine Geschichte der fortschreitenden Entprofessionalisierung des Soldatenberufs – verstanden als Transformation des Offizierkorps zu einer „Dienstklasse", die Sicherheit ‚produziert' (ebd.: 201-203). Dass dieser Transformationsprozess nicht ohne ‚Widerstand' seitens des Militärs, insbesondere des Offizierkorps, vonstattenging, zeigen die zuvor rekapitulierten Debatten um Tradition und Soldatenbild, in denen immer wieder ein Idealbild des Militärs als Profession beschworen wurde. Zugleich stehen die Positionierungen der involvierten Wissenschaftler für das Bestreben, den zivilgesellschaftlichen Anspruch der bundesdeutschen Gesellschaft[16] durchzusetzen und damit den vom Militär erhobenen Leistungsanspruch wenn auch nicht völlig zurückzuweisen, so doch wenigstens zu beschränken, indem militärische Gewaltanwendung als ein unter bestimmten Bedingungen zwar notwendiges, aber normativ eher zu vermeidendes Mittel klassifiziert wird.

Versteht man die in Deutschland geführten Debatten um den Soldatenberuf vor diesem Hintergrund als Prozess der Aushandlung des gesellschaftlichen Status des Militärs, bei dem die klassischerweise mit Professionen verknüpften Vorstellungen in affirmativer beziehungsweise zurückweisender Form in Anspruch genommen werden, so sagt dies allerdings noch nichts über die Professionalität der Streitkräfte selbst aus. Lässt man also die politisch-normativen Implikationen beiseite, die bei den Diskussionen über soldatische Berufsbilder immer auch mitschwingt, lassen sich mindestens drei Spannungslinien identifizieren, welche soldatisches Handeln heutzutage in spezifischer Weise kennzeichnen und die Berufsinhaber in diesem Sinne professionell herausfordern:

Zum einen ist das Militär mit einem *Autonomieproblem* konfrontiert. Damit ist nicht nur das für (reguläre) Streitkräfte bereits angedeutete, grundsätzlich geltende (wenn auch empirisch durchaus unterschiedlich umgesetzte) Primat der Politik gemeint und somit der Umstand, dass die Entscheidung über Krieg und Frieden gemeinhin nicht von den Streitkräften selbst, sondern von der politischen Führung getroffen wird.[17] Vielmehr hat die seit dem Ende des Kalten Krieges zumindest in Deutschland erfolgte Politisierung des Einsatzes der Streitkräfte, der je nach

16 Zur Idee der *Zivil*gesellschaft im Gegensatz zur *Krieg*sgesellschaft siehe z.B. Spreen (2012).

17 Siehe hierzu etwa die systemtheoretisch begründeten Überlegungen von Tobias Kohl (2009) zum „Militär der Politik". Apelt (2006: 128) spricht deshalb in Anlehnung an Larson (1974) auch vom Militär als einer „Semiprofession".

Konfliktszenario unterschiedlich aussieht und deswegen auch immer wieder neu verhandelt werden muss, den Einfluss des Militärs, namentlich des Offizierkorps, über die Ausgestaltung des von ihm ‚verwalteten' Gewaltmanagements zu befinden, nochmals beschränkt (vgl. hierzu und im Folgenden Naumann 2014/15).[18] Hinzu kommt, dass die Entscheidung darüber, ob ein militärischer Einsatz erfolgreich war oder nicht, inzwischen in hohem Maße von der medialisierten politischen Öffentlichkeit – und zwar im Einsatz- wie im Heimatland – getroffen wird. An „die Stelle des vormaligen militärischen Sieges" ist daher inzwischen „der politische Erfolg" getreten (ebd.: 32), um den zwar auch mit Waffen gekämpft wird, aber nicht notwendigerweise oder ausschließlich mit solchen, über die (auch) das Militär verfügt. Dies führt unter Umständen nicht nur dazu, dass sich ein militärischer ‚Erfolg' politisch in eine ‚Niederlage' verkehrt, sondern auch dass ein unter militärischen Gesichtspunkten unbedeutender Zwischenfall (oder das fehlerhafte Handeln eines einzelnen Soldaten) politisch höchst umfassende Konsequenzen zeitigt.

Damit verbunden ist – zum anderen – ein weiteres Problem, das man als *Problem der Stellvertretung* bezeichnen könnte. Nach professionssoziologischem Verständnis ‚übernehmen' Professionen für ihren Klienten die Lösung eines bestimmten Problems, indem sie dieses – stellvertretend für ihn – „deuten, verwalten und bearbeiten" (Kurtz 2005: 140) und darauf ihr eigenes Selbstverständnis wie ihre soziale Anerkennung stützen. Diese Idee der Stellvertretung ist mit Blick auf das Militär klassischerweise im heroischen Handeln enthalten (vgl. Münkler 2012: 175): Soldaten opfern sich im politischen Auftrag und notfalls unter Inkaufnahme des eigenen Todes auf, um anderen – etwa dem eigenen Volk, der eigenen Nation – das (Weiter)Leben zu ermöglichen. Wie Münkler (2006: 313) geltend gemacht hat, wurde diese „Idee der Stellvertretung" mit der Entwicklung der Atombombe und entsprechender Abschreckungsstrategien weitgehend ad absurdum geführt. Durch die gegenwärtigen Militäreinsätze ist die sakrifizielle Dimension soldatischen Handelns zwar durch die Berufung auf allgemein gültige Werte, deren Geltung nun auch jenseits der eigenen Landesgrenzen ‚verteidigt' werden, einerseits wiederbelebt und neu begründet worden (vgl. Münkler 2008: 26). Im Zuge der Diffusion der militärischen Verteidigungsfunktion – globale Sicherheit anstatt nationale Landesverteidigung (was nicht zuletzt das Verschwinden der Wehrpflicht versinnbildlicht) –, ist die Leistung, die Soldaten für ‚die' Gesellschaft erbringen, jedoch andererseits universalistischer und damit abstrakter geworden sowie, wie zuvor ausgeführt, abhängiger

18 Siehe hierzu etwa die Analyse von Dierk Spreen (2015) zu den Folgen technologischer Entwicklungen in bewaffneten Sicherheitsoperationen.

von der (vornehmlich medial und somit extern vermittelten) Bewertung anderer. Sie hat dadurch an Klarheit und Eindeutigkeit eingebüßt. Genau deshalb wird die Sinnfrage – was Soldaten wie und für wen tun – nicht zuletzt unter jüngeren Offizieren derzeit so intensiv diskutiert (siehe oben). Und genau deshalb werden beispielsweise Elemente, die ‚traditionell' mit dem Militär (als einer Profession) assoziiert werden – Korpsgeist, Traditionspflege und so weiter –, aber letztlich nur bedingt mit ‚erfolgreicher' Leistung in actu zusammenhängen, von Soldaten in Anspruch genommen, um den Wert der eigenen beruflichen Tätigkeit darzustellen und zu bekräftigen.

Die angesprochene diskursive Berufung auf professionsbezogene Aspekte des Militärs, die dazu dient, den soldatischen Wesenskern zu begründen, verweist auf ein drittes und letztes Problem, mit dem Streitkräfte gegenwärtig konfrontiert sind und das hier als *Professionalisierungsproblem* bezeichnet werden soll (vgl. hierzu und im Folgenden auch Apelt 2006). Damit ist gemeint, dass der strukturelle und personelle Wandel, den westliche Streitkräfte wie die Bundeswehr seit den 1990er-Jahren durchlaufen haben, durch Professionalisierungs- wie Entprofessionalisierungstendenzen (ebd.: 125) gekennzeichnet ist. ‚Professionalisierung' steht nicht nur dafür, dass durch Truppenreduzierung und -umstrukturierungen (fast) nur noch speziell ausgewähltes Personal in den Streitkräften dient (anders als die zuvor nur für eine kurze Zeit und mitunter gegen ihren eigenen Willen eingesetzten Wehrdienstleistenden). Es geht insbesondere darum, dass Soldaten Gewaltmanagement nicht mehr nur ‚üben', sondern die entsprechende Fachexpertise konkret anwenden (müssen). Dazu kommt, dass sich Streitkräfte aufgrund der Komplexität gegenwärtiger Einsatzszenarien dazu angehalten sehen, neue Kompetenzen – wie z.B. interkulturelle Kompetenz – auszubilden und somit ihr Wissensspektrum durch die Übernahme ‚professionsfremder' Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erweitern. Beides – die Notwendigkeit, Gewalt anzuwenden und auszuhalten, wie auch die Notwendigkeit, gewaltlose Formen der Krisenbewältigung einzusetzen – hat gerade auch im eigenen Selbstverständnis (vgl. Tomforde 2015: 225f., 233f.) dazu geführt, die militärische Professionalität zu erhöhen. Zugleich hat die Ausrichtung auf internationale Sicherheitsoperationen, die nicht zuletzt in Kooperation mit zivilen Akteuren (mit Angehörigen anderer Ressorts wie Polizisten oder Entwicklungshelfern, aber auch von Nichtregierungsorganisationen) erfolgen, eine Diffusion des militärischen Aufgabenbereichs im Sinne einer Entprofessionalisierung bewirkt. Diese erfordert eine (er)neu(t)e Bestimmung dessen, was das eigentliche Kerngeschäft von Streitkräften ist oder sein sollte – was sich nicht nur in der wissenschaftlich gespiegelten Debatte um das zukünftige Soldatenbild und die Relevanz des Kämpfens (siehe oben) niederschlägt, sondern auch in innermilitärischen Auseinandersetzungen,

wie sie sich beispielsweise in Afghanistan zwischen „Drinnis“ und „Draussis“ (vgl. Seiffert 2013; Bohnert 2013)[19] zeigten.

Diese hier nur kurz angerissenen Spannungslinien stehen für die Herausforderungen, mit denen Soldaten bei der Ausbildung eines professionellen Selbstverständnisses konfrontiert sind und prägen in diesem Sinne die ‚Professionskultur‘ des Militärs, vor deren Hintergrund innerhalb wie außerhalb der Bundeswehr um den gesellschaftlichen Status des Militärs gerungen wird.

4 Schlussbetrachtung

Ziel der vorangegangenen Darstellung war es, ausgehend von der aktuellen Debatte um soldatische Berufs- und Selbstbilder Merkmale und Funktionsbedingungen des Soldatenberufs in der Bundesrepublik aufzuzeigen und unter professionssoziologischen Gesichtspunkten zu beleuchten. Dabei wurde zum einen herausgearbeitet, dass das Bild des Militärs als ‚klassische‘ Profession die positive beziehungsweise negative Hintergrundfolie darstellt, vor der sich die kommunikative Aushandlung des gesellschaftlichen Ortes der Bundeswehr vollzieht. Dargelegt wurde zum anderen, dass sich das professionelle Feld, auf dem Soldaten agieren, mit der Zeit verändert hat, so dass es dem Militär heutzutage trotz zunehmender Professionalisierung schwer fällt, (s)einen Status als Profession zu behaupten. Mit Blick auf die Entwicklungen in anderen Berufsfeldern mag dieser Befund wenig erstaunen: Auch dort kommt es zu Spannungen etwa zwischen professionellem Alleinvertretungsanspruch und Zwang zur Kooperation mit anderen Akteuren im selben Aktionsfeld aufgrund wachsender Aufgabenkomplexität oder angesichts der zunehmenden Bedeutung von Verbreitungsmedien wie Fernsehen und Internet, durch die Professionen „ihre ehemals herausgehobene Bedeutung für das Kommunikationsgeschehen“ in den für sie relevanten Funktionssystemen immer mehr einbüßen (Kurtz 2005: 172). Das professionelle Spezifikum des Soldatenberufs gegenüber anderen Professionen scheint daher vor allem mit den Implikationen zu tun zu haben, die sich aus dem Leistungsprofil der Streitkräfte für die Berufsinhaber und ihre ‚Klienten‘ ergeben: Es geht hierbei um die organisierte Vorbereitung, Androhung und Anwendung von Gewalt für Menschen auf Kosten anderer Menschenleben. Die psychische oder physische Beeinträchtigung anderer

19 Diese Unterscheidung hebt auf die unterschiedlichen Rollen- und Gefahrenverteilung im Rahmen eines Militäreinsatzes ab: zwischen denjenigen Soldaten, die Aufgaben außerhalb des eigenen Lagers wahrnehmen und mitunter in Anschläge und Gefechte verwickelt werden, und denjenigen, die vor allem innerhalb des Lagers tätig sind.

stellt hier keine unbeabsichtigte Nebenfolge (wie etwa im Fall eines medizinischen ‚Kunstfehlers'), sondern das Mittel zur Erreichung eines bestimmten Ziels dar. Da Gewalt prinzipiell ein dynamisches Element innewohnt und somit stets eine potenziell entgrenzende Wirkung entfaltet, bedarf es, um ‚erfolgreiches' Gewalt*management* zu betreiben, besonderer Kontrollmechanismen. In diesem Sinne ließe sich vielleicht sagen, dass unter *zivil*gesellschaftlichen Bedingungen die Professionalität des Militärs als staatlichem Akteur in der institutionellen Eingrenzung der professionellen Autonomie seiner Soldaten begründet liegt. Wo und wie diese Grenze (ver)läuft und die Legitimität soldatischen Handelns somit beginnt beziehungsweise endet, muss deswegen gesellschaftlich immer wieder neu verhandelt werden.

Literatur

Abenheim, Donald (1989) Bundeswehr und Tradition. Auf der Suche nach dem gültigen Erbe des deutschen Soldaten. München: Oldenbourg

Apelt, Maja (2006) Einige Überlegungen zur (Ent-)Professionalisierung des Soldatenberufs. In: Vom Hagen, Ulrich (Hrsg.): Armee in der Demokratie. Zum Verhältnis von zivilen und militärischen Prinzipien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 125-139

Apelt, Maja (2012) Das Gewaltdilemma moderner Streitkräfte. In: Spreen, Dierk/von Trotha, Trutz (Hrsg.): Krieg und Zivilgesellschaft. Berlin: Duncker & Humblot. S. 219-237

Biehl, Heiko (2008) Von der Verteidigungs- zur Interventionsarmee. Konturen eines gehemmten Wandels. In: Kümmel, Gerhard (Hrsg.) Streitkräfte im Einsatz: Zur Soziologie militärischer Interventionen. Baden-Baden: Nomos. S. 9-20

Biehl, Heiko (2011) Belastungen, Angebote und Ansprüche. Die Bundeswehr als ‚Armee im Einsatz' und die Neuverhandlung der zivil-militärischen Beziehungen. In: Bayer, Stefan/Gillner, Matthias (Hrsg.): Soldaten im Einsatz. Sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven. Berlin: Duncker & Humblot. S. 65-94

Biehl, Heiko (2014) Kämpfer auf dem Vormarsch? Über die Folgen von Einsatz und Gefecht für die Bundeswehr. Mittelweg 36. 23 (6) S. 49-72

Biehl, Heiko/Keller, Jörg/Tomforde, Maren (2005) ‚Den eigentlichen Einsatz fährt meine Frau zu Hause…' Aspekte der Trennung von Bundeswehr-Soldaten und ihren Familien während des Auslandseinsatzes. In: Kümmel, Gerhard (Hrsg.): Diener zweier Herren. Soldaten zwischen Bundeswehr und Familie. Frankfurt a.M.: Peter Lang. S. 79-107

Biehl, Heiko/Leonhard, Nina [2005] (2012) Militär und Tradition. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.): Militärsoziologie – Eine Einführung. 2. aktualisierte und ergänzte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 314-341

Böcker, Martin (2013) Soldat und Partisan als Antibürger. In: Böcker, Martin/Kempf, Larsen/Springer, Felix (Hrsg.): Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. München: Olzog. S. 201-213

Böcker, Martin/Kempf, Larsen/Springer, Felix (Hrsg) (2013) Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. München: Olzog

Bohnert, Marcel (2013) Armee in zwei Welten. In: Böcker, Martin/Kempf, Larsen/Springer, Felix (Hrsg.): Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. München: Olzog. S. 75-89

Bohnert, Marcel/Reitstetter, Lukas, J. (Hrsg.) (2014) Armee im Aufbruch. Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr. Berlin: Miles-Verlag

Burk, James (Hrsg.) (1998) The Adaptive Military. Armed Forces in a Turbulent World. New Brunswick/London: Transaction Publishers

de Libero, Loretana (2006) Tradition in Zeiten der Transformation. Zum Traditionsverständnis der Bundeswehr im frühen 21. Jahrhundert. Paderborn: Schöningh

Dörfler-Dierken, Angelika (2005) Ethische Fundamente der Inneren Führung. Baudissins Leitgedanken: Gewissengeleitetes Individuum – Verantwortlicher Gehorsam – Konflikt- und friedensfähige Mitmenschlichkeit (SOWI-Berichte Nr. 77). Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr

Dörfler-Dierken, Angelika (2010) Die Bedeutung der Jahre 1968 und 1981 für die Bundeswehr. Gesellschaft und Bundeswehr: Integration oder Abschottung? Baden-Baden: Nomos

Ellwein, Thomas (1977) Beruf ‚Soldat". In: Zoll, Ralf/Lippert, Ekkehard/Rössler, Tjarck (Hrsg.): Bundeswehr und Gesellschaft. Ein Wörterbuch. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 52-55

Geyer, Michael (1990) The Past as Future: The German Officer Corps as Profession. In: Cocks, Geoffrey/Jarausch, Konrad H. (Hrsg.): German Professions, 1800-1950. New York/Oxford: Oxford University Press. S. 183-212

Geyer, Michael (2001) Der Kalte Krieg, die Deutschen und die Angst. Die westdeutsche Opposition gegen Wiederbewaffnung und Kernwaffen. In: Naumann, Klaus (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg: Hamburger Edition. S. 267-318

Hagen, Ulrich vom [2005] (2012) Zivil-militärische Beziehungen. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.): Militärsoziologie – Eine Einführung. 2. aktualisierte und ergänzte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 88-116

Hagen, Ulrich vom/Tomforde, Maren (2012) Militärische Kultur. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.): Militärsoziologie – Eine Einführung. 2. aktualisierte und ergänzte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 284-313

Hellmann, Kai-Uwe (2011) Bewährungsprobe – Die Innere Führung im Einsatz. In: Hartmann, Uwe/von Rosen, Claus/Walther, Christian (Hrsg.): Jahrbuch Innere Führung 2011. Ethik als geistige Rüstung für Soldaten. Berlin: Miles-Verlag. S. 178-200

Hellmann, Kai-Uwe (2013) Innere Führung im Einsatz? Oder wie es um die Behauptung der Bewährtheit der Inneren Führung steht. In: Hartmann, Uwe/von Rosen, Claus (Hrsg.): Jahrbuch Innere Führung 2013. Wissenschaft und ihre Relevanz für die Bundeswehr als Armee der Einheit. Berlin: Miles-Verlag. S.152-68

Hughes, Everett C. [1959] (1984) The Study of Occupations. In: Ders.: The Sociological Eye. Selected Papers. New Brunswick/London: Transaction Books. S. 283-297

Huntington, Samuel P. [1957] (1981) The Soldier and the State. The Theory and Politics of Civil-Military Relations. Cambridge: Harvard University Press

Kempf, Larsen (2013) Der Soldat als Feindbild im Inneren? In: Böcker, Martin/Kempf, Larsen/Springer, Felix (Hrsg.): Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. München: Olzog. S. 185-200

Kümmel, Gerhard (2012) Die Hybridisierung der Streitkräfte: Militärische Aufgaben im Wandel. In: Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.): Militärsoziologie – Eine Einführung. 2. aktualisierte und ergänzte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 117-138

Kümmel, Gerhard/Leonhard Nina (2005) Casualties and Civil-Military Relations: The German Polity between Learning and Indifference. In: Armed Forces & Society. 31 (4) S. 513-536

Kurtz, Thomas (2001) Form, strukturelle Kopplung und Gesellschaft. Systemtheoretische Anmerkungen zu einer Soziologie der Berufe. In: Zeitschrift für Soziologie. 30 (2) S. 135-156

Kurtz, Thomas (2005) Die Berufsform der Gesellschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft

Kutz, Martin (1986) Reideologisierung des Soldatenberufes: Zu den Wertemustern konservativer Militärpolitik. In: Vogt, Wolfgang R. (Hrsg.): Militär als Gegenkultur? Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft (I). Opladen: Leske + Budrich. S. 237-256

Langer, Phil C./Pietsch, Carsten/Seiffert, Anja (Hrsg). (2012) Der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Sozial- und politikwissenschaftliche Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Larson, Arthur (1974) Military Professionalism and Civil Control. In: Journal of Political and Military Sociology. S. 45-72

Lasswell, Harold D. (1962) The Garrison-State Hypothesis Today. In: Huntington, Samuel, P. (Hrsg.): Changing Patterns of Military Politics. Glencoe: The Free Press. S. 51-70

Leonhard, Nina (2007) Berufliche Identität von Soldaten. Eine qualitative Untersuchung von jungen männlichen Soldaten der Bundeswehr aus den neuen und alten Bundesländern (SOWI-Gutachten 3/2007). Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr

Leonhard, Nina (2011) Die zivil-militärischen Beziehungen in Deutschland zwischen Vergangenheit und Zukunft: Das ‚Ehrenmal' der Bundeswehr. In: Bayer, Stefan/Gillner, Matthias (Hrsg.): Soldaten im Einsatz. Sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven. Berlin: Duncker & Humblot. S. 127-146

Leonhard, Nina (2016) Integration und Gedächtnis. NVA-Offiziere im vereinigten Deutschland. Konstanz: UVK

Lippert, Ekkehard (1986) Funktionswandel und Entzauberung. Das Militär auf dem Marsch in eine ungewisse gesellschaftliche Zukunft? In: Vogt, Wolfgang R. (Hrsg.): Militär als Gegenkultur? Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft (I). Opladen: Leske + Budrich. S. 121-132

Mosen, Wido (1970) Bundeswehr – Elite der Nation? Determinanten und Funktionen elitärer Selbsteinschätzungen von Bundeswehrsoldaten. Neuwied/Berlin: Luchterhand

Müller, Hendrik (2014) Der erste Einsatz oder ‚Was lange währt…' In: Bohnert, Marcel/Reitstetter, Lukas J. (Hrsg.): Armee im Aufbruch. Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr. Berlin: Miles-Verlag. S. 21-27

Münkler, Herfried (2006) Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft

Münkler, Herfried (2008) Militärisches Totengedenken in der postheroischen Gesellschaft. In: Hettling, Manfred/Echternkampf, Jörg (Hrsg.): Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 22-30

Münkler, Herfried (2012) Heroische und postheroische Gesellschaften. In: Spreen, Dierk/von Trotha, Trutz (Hrsg.): Krieg und Zivilgesellschaft. Berlin: Duncker & Humblot. S. 175-187

Naumann, Klaus (2001) Nachkrieg als militärische Daseinsform. Kriegsprägungen in drei Offiziersgenerationen der Bundeswehr. In: Naumann, Klaus (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg: Hamburger Edition. S. 444-471

Naumann, Klaus (2014) Das politische Gefechtsfeld. Militärische Berufsbilder in den Neuen Kriegen. Mittelweg 36. 23 (6) S. 28-48

Neitzel, Sönke (2013) Der Westen und die Neuen Kriege. Mittelweg 36. 22 (5) S. 63-78

Neitzel, Sönke/Welzer, Harald (2011) Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a.M.: Fischer

Pfadenhauer, Michaela (2003) Macht – Funktion – Leistung. Zur Korrespondenz von Eliten- und Professionstheorien. In: Mieg, Harald/Dieselbe (Hrsg.): Professionelle Leistung – Professional Performance. Positionen der Professionssoziologie. Konstanz: UVK. S. 71-87

Schwab-Trapp, Michael (1996) Narration und politischer Diskurs. Überlegungen zur Transformation politischer Kultur im vereinigten Deutschland. In: Berliner Journal für Soziologie. 6 (1) S. 91-112

Schwab-Trapp, Michael (2002) Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999. Opladen: Leske + Budrich

Seiffert, Anja (2013) Generation Einsatz. In: Politik und Zeitgeschichte. 63 (44) S. 11-16

Seiffert, Anja/Heß, Julius (2014) Afghanistanrückkehrer. Der Einsatz, die Liebe, der Dienst und die Familie: Ausgewählte Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Langzeitbegleitung des 22. Kontingents ISAF (ZMS-Forschungsbericht 101). Potsdam: Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr. http://www.mgfa-potsdam.de/html/einsatzunterstuetzung/downloads/150908neuforschungsbericht101afghanistanrueckkehrer.pdf

Spreen, Dierk (2012) Weltzivilgesellschaft und Gewalt. Ordnungskonstitutive Gewalt im Zeitalter des globalen Politischen. In: Spreen, Dierk/von Trotha, Trutz (Hrsg.): Krieg und Zivilgesellschaft. Berlin: Duncker & Humblot. S. 33-95

Spreen, Dierk (2015) Die Kriegsautomaten der Zivilgesellschaft. Semiautonome technische Systeme in bewaffneten Sicherheitsoperationen. In: Leonhard, Nina/Franke, Jürgen (Hrsg.): Militär und Gewalt. Sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven. Berlin: Duncker & Humblot. S. 163-184

Stichweh, Rudolf (1994) Wissenschaft, Universität, Profession. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Stoltenow, Sascha (2013) Heldenlos – soldatische Identität in der Mediengesellschaft. In: Böcker, Martin/Kempf, Larsen/Springer, Felix (Hrsg.): Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute. München: Olzog. S. 93-107

Timmermann-Levanas, Andreas/Richter, Andrea (2010) Die reden – Wir sterben. Wie unsere Soldaten zu Opfern der deutschen Politik werden. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung

Tomforde, Maren (2015) ‚Good shot': Gewalterfahrungen von Bundeswehrsoldaten im Auslandseinsatz. In: Leonhard, Nina/Franke, Jürgen (Hrsg.): Militär und Gewalt. Sozialwissenschaftliche und ethische Perspektiven. Berlin: Duncker & Humblot. S. 213-248

Vogt, Wolfgang R. (1986) Gegenkulturelle Tendenzen im Militär? Zur Re-Kultivierung der ‚Sui-generis'-Ideologie in den Streitkräften. In: Vogt, Wolfgang R. (Hrsg.): Militär als Gegenkultur? Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft (I). Opladen: Leske + Budrich. S. 11-34

Warburg, Jens (2010) Paradoxe Anforderungen an soldatische Subjekte avancierter Streitkräfte im (Kriegs-)Einsatz. In: Apelt, Maja (Hrsg.): Forschungsthema Militär. Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 245-270

Wiesendahl, Elmar (2007) Zur Aktualität der Inneren Führung von Baudissin für das 21. Jahrhundert. Ein analytischer Bezugsrahmen. In: Wiesendahl, Elmar (Hrsg.): Innere Führung für das 21. Jahrhundert. Die Bundeswehr und das Erbe Baudissins. Paderborn: Schöningh, S. 11-28

http://www.springer.com/978-3-658-19414-7

Professionskulturen – Charakteristika unterschiedlicher professioneller Praxen

Müller-Hermann, S.; Becker-Lenz, R.; Busse, S.; Ehlert, G. (Hrsg.)

2018, VIII, 217 S. 1 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-658-19414-7